

Auslandssemester an der Armstrong State University in Savannah, GA

Erfahrungsbericht vom Spring-Semester 2016

Von Benedikt Schaller

Um mir den Wunsch eines typisch amerikanischen Auslandssemesters zu erfüllen, bin ich Anfang 2016 nach Savannah geflogen. Zwischen Südstaaten-Slang und meinen ersten Worten Spanisch wurde mir dann klar, dass es alles andere wurde als das, was ich zunächst für typisch amerikanisch gehalten hatte.

Zum Wintersemester 2011 hatte ich angefangen Technische Informatik im Bachelor zu studieren. Schon nach den ersten drei Semestern kam bei mir dann den Wunsch nach einem Auslandssemester auf. Auch kristallisierte sich dabei bald heraus, dass es am liebsten in die USA gehen soll. Ständig in Medien und Wirtschaft präsent, faszinierte mich dieses Land. Selbst war ich dort vorher noch nicht und hatte noch keine Erfahrungen mit der Kultur, ich wusste jedoch, dass sie sehr unterschiedlich zur deutschen ist. So versprach ich mir eine Vielzahl an neuen Erfahrungen und das ganze bei ähnlichem Lebensstandard wie in Deutschland, wie es sicher nur in wenigen Ländern der Welt möglich ist. Trotz des konkreten Wunsches hatte ich es zunächst immer wieder verschoben, mich für ein Auslandssemester zu bewerben. Aufgrund der langen Vorlaufzeit für die Bewerbung reichte dann auch bald die Zeit nicht mehr aus, die ich in meinem Bachelor noch hatte. Also entschied ich mich dazu, zunächst meinen Bachelor abzuschließen. Das Auslandssemester passte am Besten in mein drittes Mastersemester direkt nach dem Betriebspraktikum. Ich wusste, dass dadurch meine Vorbereitungszeit knapper wurde, aber da es die letzte Möglichkeit im Studium war, entschied ich mich dafür es so zu machen. Ein Jahr davor, also im Frühjahr 2015, begann ich daher mit dem Zusammenstellen aller Unterlagen für meine Bewerbung. Durch TOEFL-Test und die Empfehlungsschreiben sollte dafür einige Zeit eingeplant werden, aber selbst die Anschreiben auf Englisch haben bei mir mehr Zeit in Anspruch genommen als erwartet. Ich habe mich gleichzeitig für verschiedene Unis mit Partnerschaftsprogramm in den USA und für ISEP beworben, um größere Chancen zu haben, tatsächlich einen Platz zu bekommen. Auf der Liste mit den Wunsch-Unis bei ISEP habe ich außerdem auch alle möglichen 10 angegeben. Nach Bewerbung und dem folgenden Bewerbungsgespräch bekam ich nach einiger Zeit Bescheid, dass ich für ISEP angenommen wurde. Nach einigen weiteren Wochen stand dann fest, dass es für mich nach Savannah zur Armstrong Atlantic State University gehen sollte, meinem Drittwunsch.

Anschließend ging alles Schlag auf Schlag. Zunächst musste ich die Programmgebühren für ISEP überweisen. Die Gebühren entsprechen ungefähr den üblichen Semesterausgaben und gehen an das International Office in Hannover. Sie sollten von der Idee her dazu verwendet werden, um hier in Hannover einen anderen Austauschstudenten ein Semester lang unterzubringen. Im Gegenzug wurde mein Semester von den Gebühren eines ISEP-Studenten in Savannah finanziert, wodurch gewährleistet werden soll, dass sich jeder ein Auslandssemester mit ISEP leisten kann,

egal wie unterschiedlich die Semesterausgaben im Gastland normalerweise sind. Anschließend fanden dann bald die regelmäßigen Vorbereitungstreffen vom International Office statt, dann kamen die offiziellen Bestätigungen aus den USA, woraufhin ich beim Konsulat in Frankfurt mein J1-Visum beantragen konnte, im Anschluss musste ich meinen Flug buchen und die letzten wichtigen Dinge regeln, zwischendurch war auch noch Weihnachten und dann ging eine halbe Woche nach Neujahr schon mein Flug in die USA. Je weniger Zeit noch blieb, desto aufgeregter wurde ich und fragte mich immer mehr, ob wirklich alles so klappen würde, wie es geplant war. Genau so wuchsen auch meine Erwartungen. Ich wollte so viele neue Erfahrungen sammeln, wie nur möglich, die neue Kultur kennen lernen und alles einmal aus einer alternativen Perspektive sehen. Dann wollte ich auch mein Englisch verbessern und größtenteils fließend sprechen können, ich wollte persönlich an dieser Herausforderung wachsen und von den Erfahrungen profitieren. Außerdem wollte ich natürlich auch eine Menge Spaß haben, Leute kennen lernen und trotz Vorlesungen vieles unternehmen. Mir war bewusst, dass ich hohe Erwartungen hatte, im Nachhinein kann ich aber sagen sie waren nicht zu hoch.

Mein Flug ging zunächst von Frankfurt nach New York (von Frankfurt aus war die Verbindung sehr viel günstiger, sodass sich die relativ weite Fahrt dorthin dennoch gelohnt hat). In New York hatte ich mehrere Stunden Aufenthalt, die ich größtenteils für Einreisekontrolle, Shuttlebus zum anderen Flughafen und erneutem Check-in benötigt habe. Ein wenig Zeit blieb noch für meinen ersten kleinen Snack auf der anderen Seite



des Atlantiks und um mein Handy etwas aufzuladen bis mein Anschlussflug abhob. Dieser ging von New York direkt nach Savannah an mein Ziel. Die erste Nacht verbrachte ich im Hotel in Flugplatznähe, was allerdings in den USA nach meiner Meinung meistens sehr teuer ist. Hier kann ich anderen nur empfehlen, am Besten im Voraus nach günstigen Hotels zu suchen oder eventuell andere Alternativen wie Hostels oder Airbnb in Betracht zu ziehen, in jedem Fall aber auf die Bewertungen anderer zu achten. Am nächsten Morgen bin ich mit dem Taxi zum Campus gefahren, wo ich beim International Office schon erwartet wurde. Der Campus lag ein wenig außerhalb Savannahs in einer kleinstädtischen Umgebung, jedoch direkt an einer Hauptstraße, auf der viele Supermärkte und Fastfood-Restaurants direkt in der Nähe waren. Zwischen den Universitätsgebäuden befindet sich ein liebevoll angelegter und gepflegter kleiner Park, wo es beim dortigen Klima sogar bei meiner Ankunft im Januar an vielen Stellen blühte. Er war außerdem aufgeteilt in mehrere thematische Gärten und beherbergte auch viele internationale Pflanzen, die alle mit Schildern gekennzeichnet waren. Im Laufe des ersten Tages habe ich die ersten anderen Austauschstudenten kennen gelernt. Wir haben gemeinsam unsere Studentenausweise, sowie die wichtigsten Informationen bekommen, waren zusammen mit einer Mitarbeiterin vom International Office beim

Mittagessen und anschließend bei Walmart für die wichtigsten Besorgungen, um durch die ersten Tage zu kommen. Außerdem konnten wir direkt schon unsere Zimmer beziehen.



Ich war wie die meisten anderen in den Dorms auf dem Campus untergebracht, was für mich als ISEP-Student umsonst war. Es waren Vierer-Apartments, wobei jeder sein eigenes Zimmer hatte. Dazu gab es ein gemeinsames Wohnzimmer mit Küchenzeile, sowie zwei Badezimmer. Die Zimmer waren nicht besonders groß, aber für Schrank, Bett, Schreibtisch und Kommode vollkommen ausreichend und mehr als die gestellten Möbel hatte man als Austauschstudent

sowieso nicht. Lediglich ein etwas größeres und bequemeres Bett hätte man sich manchmal wünschen können, aber daran gewöhnt man sich fast so schnell wie an die Zeitumstellung. Im Laufe der nächsten Tage stellte sich heraus, dass ein anderer meiner Mitbewohner auch aus Deutschland war und die beiden anderen aus Spanien. Alle waren aber im Tennisteam und für die ganzen vier Jahre ihres Bachelors dort. Eigentlich hätte ich mir zuvor eher amerikanische Mitbewohner gewünscht, aber dafür hatte es so natürlich auch Vorteile. Zum Beispiel wussten sie von sich selbst schon wie es ist, in einem fremden Land zu studieren und waren mir daher hin und wieder eine große Hilfe. Außerdem habe ich mich gut mit ihnen verstanden, bin hin und wieder mit ihnen ausgegangen und durch sie habe ich außerdem viele andere Leute aus den Sportteams kennen gelernt. Im Nachhinein hätte ich mein Zimmer nicht tauschen wollen.

Als ISEP-Student bekam ich außerdem die Wahl zwischen einem vollständigen Meal-Plan oder fünf Mahlzeiten pro Woche plus 1000 Dollar zum eigenen Gebrauch. Ich entschied mich für den vollständigen Plan und bekam damit an jedem Wochentag drei Mahlzeiten und am Wochenende jeweils Brunch und Dinner sowie ein Guthaben von 250 Dollar für zusätzliche Snacks in den Kiosks auf dem Campus. Die Mahlzeiten waren immer am Buffet aufgebaut und man konnte soviel essen und trinken wie man wollte. Fastfood wie Pizza, Pommes und Burger gab es immer, genau so wie ein Salatbuffet und nach Wunsch gemachte Wraps und Sandwiches. Außerdem gab es je nach Tag ein unterschiedliches Fleisch- oder Fischgericht mit Beilagen, zwei einfachere Alternativen und manchmal zusätzlich Nudelgerichte, Quesadillas oder Salatteller. Zum Frühstück gab es einerseits warme Sachen wie Rührei, aus meiner Sicht etwas eigenartige Würstchen oder Pancakes und andererseits Kaltes wie verschiedene Cornflakes, Früchte, Joghurt, Bagels oder süße Sachen wie Kuchen und manchmal auch Donuts. Meistens fand ich dabei immer etwas, was mir geschmeckt hat und zu Anfang fand ich es sogar ausgesprochen lecker. Irgendwann hat sich dann aber doch alles wiederholt, es gab kaum noch neues und geschmacklich war sich alles ziemlich ähnlich, sodass ich gegen Ende von dem Essen nicht mehr so begeistert war und auch öfters außerhalb gegessen habe. Auch dort war das Essen oft relativ fettig und Sachen wie gutes Brot

habe ich leider vergeblich gesucht (für ein Semester sollten die meisten das aber sicher genau wie ich verkraften können).

Als Austauschstudent war ich einer der ersten Studenten auf dem Campus. Für uns gab es vor Semesterbeginn noch eine kurze Einführungsveranstaltung, mit der man uns auf die Kultur und die wichtigsten Dinge im Collegeleben vorbereiten wollte. Die anderen Studenten trafen im Laufe des Wochenendes ein und der Campus erwachte zum Leben. Die Vorlesungen fingen dann am Montag darauf an. Ich hatte meine Kurse bereits online aus Deutschland gewählt, wozu ich per E-Mail tatkräftig von Austauschkoordinatoren und Professoren unterstützt worden bin. Die Kommunikation lief hier immer deutlich zügiger, als es in Hannover oft üblich ist. Auch vor Ort war das International Office immer hilfsbereit, wenn man mal ein paar Fragen hatte und zum Beispiel seine Kurse wechseln wollte. So geschah es auch bei mir: Nach der ersten Vorlesung hat mir eine nicht so gut gefallen, sodass ich stattdessen lieber einen anderen Kurs belegen wollte. Der Wechsel war in der ersten Woche problemlos möglich. Auch die Professoren waren in der Vorlesungszeit immer hilfsbereit und gut erreichbar, so ist man manchen Professoren sogar regelmäßig in den Gängen oder draußen im Park über den Weg gelaufen und ziemlich bald kannten sie jeden beim Namen. Man merkte so, dass die Universität sehr stark zur Lehre hin orientiert ist statt zur Forschung, wie es im Allgemeinen an deutschen Unis der Fall ist. Vor allem in Kursen mit höherer Nummer war die Menge und der Umfang an Hausaufgaben erdrückend hoch. Regelmäßig hatte ich Programmieraufgaben mit mehreren hundert Zeilen Code und mehrseitige Essays oder Berichte zu schreiben. Dafür waren die Klausuren meist einfach und bei einem Professor waren dazu sogar alle Hilfsmittel wie eigene Aufzeichnungen und der eigene Computer erlaubt. Gute Noten waren vor allem mit Fleiß und Engagement zu erreichen. Beispielsweise war es oft auch relativ einfach, mit den Professoren noch eine bessere Note auszuhandeln. Wenn man seine Meinung begründen konnte oder auch wenn der Klassendurchschnitt zu schlecht war, wurden die Richtlinien zur Notenvergabe schnell ein wenig angepasst. Was aus deutscher Sicht vielleicht noch absurder klingt: Noch mehr Privilegien hat man als Student, wenn man in einem der Sportteams ist. Für amerikanische Unis ist deren Erfolg ein so hoher Imagegewinn, dass meist alle der Sportler durch Stipendien unterstützt werden. Einige bekommen für den Dienst im Sportteam ihr vollständiges Studium bezahlt und manchmal gibt es obendrauf noch ein zusätzliches Taschengeld. Wenn das Studium nicht so gut läuft oder es Ärger mit der Campus-Polizei gibt, helfen die Trainer ihren Sportlern sogar meist aus der Patsche.

Einen schlimmen Kulturschock, wovon man uns vorher gewarnt hatte, habe ich nicht gespürt. Auch wenn sich das Puzzle hinterher perfekt zusammengefügt hat und letztendlich alles irgendwie einen Sinn ergeben hat, kam mir allerdings so manches zunächst ziemlich komisch vor. In der Umgebung lebten sehr viele Leute mit afroamerikanischem Hintergrund. Am MLK-Day beispielsweise waren neben uns Austauschstudenten kaum Weiße zu sehen. Was dagegen noch auffälliger war: Die meisten Leute haben zwar verglichen mit denen aus anderen Regionen noch relativ langsam gesprochen, waren aber wegen ihrem südlichen Slang trotzdem nur sehr schwer verständlich. Meistens, wenn mich jemand angesprochen hatte, musste ich daher zuerst noch einmal nachfragen, worum es denn ging. Mein Englisch wurde zum Glück sehr schnell flüssiger und so habe ich auch die Leute trotz Slang schnell wesentlich besser verstanden. Vor allem im südlicheren Florida leben außerdem viele Amerikaner mit mittel- und südamerikanischen Wurzeln. In Miami wohnen sogar viele, die im Alltag mehr Spanisch als Englisch sprechen oder die überhaupt kein Englisch sprechen. Deren Einfluss erstreckt sich bis über die Grenze nach Georgia und durch das beliebte College

of Art and Design insbesondere auch nach Savannah. So gibt es im Historic District von Savannah spanische Clubs mit wöchentlichem Salsa-Abend und so weiter. Durch die viele spanische Musik und natürlich die vielen spanischsprachigen Leute war ein solcher sogar der Lieblingsclub meiner Mitbewohner und so hat man natürlich auch mich mitgenommen und mich mit dieser Subkultur bekannt gemacht. Aber keine Sorge, in Downtown Savannah gibt es trotzdem noch eine Vielzahl anderer Bars und Clubs. Die



meisten davon sind zwar ziemlich klein, aber das schafft dafür nur eine umso kuscheligere und charmantere Atmosphäre und wenn es einem doch zu eng wird, dann muss man zum Nächsten nur wenige Meter weiter gehen. Mit dem Bier nach draußen zu gehen ist dort kein Problem. Es wird vielmehr ausgenutzt, dass der Historic District Savannah eines von wenigen Gebieten in den gesamten USA ist, an denen in der Öffentlichkeit getrunken werden darf (sofern man sich benimmt natürlich). Wenn einem mal trotz Hausaufgaben und Vorlesungen tagsüber langweilig wird, kann man auch die vom Campus ca. 40-minütige Fahrt nach Tybee Beach in Kauf nehmen und seine Zeit dort am Strand verbringen. Er ist natürlich nicht auf gleichem Niveau mit Miami Beach, aber trotzdem immer noch ein Strand der die Autofahrt definitiv Wert ist und wo man bei entsprechendem Wetter selbst Anfang April schon gerne ins Wasser springt. Außerdem: Neben Baywatch wurde Tybee schon für einige bekannte Filme als Kulisse ausgewählt. Wer also zur richtigen Zeit dort ist, der hat die Chance, vielleicht einen Blick auf die Filmstars werfen zu können. Das ein oder andere freie Wochenende habe ich auch andere bekannte Städte in der Gegend besichtigt. Ich kann durchaus empfehlen, nicht nur Richtung Florida, sondern auch einmal nordwärts zu fahren und beispielsweise Charlotte in North Carolina anzuschauen. Denn genau so, wie sich auf dem Weg nach Miami das Landschaftsbild und die Menschen verändern, passiert es auch, wenn man sich in die andere Richtung bewegt. Die immer grüner werdende Landschaft hat mich zunehmend an Deutschland erinnert. Auch die Bevölkerung besteht dort mehr aus europäisch-stämmigen, hat eine etwas andere Mentalität und spricht klareres Englisch als die Meisten in Georgia. Ein wiederum sehr viel anderes Bild hatte ich, als ich während des Spring-Breaks nach San Francisco gereist bin und ebenso als ich nach dem Semester einige Tage in und um Miami verbracht habe. Ich fand es faszinierend, wie Amerika von dieser kulturellen Vielfalt geprägt ist. Trotzdem habe ich Amerikaner im Vergleich zu Deutschen zumeist als sehr pragmatisch, hilfsbereit und äußerst freundlich wahrgenommen.

Insgesamt kann ich sagen, dass es sicher die größte Erfahrung meines Studiums war und ich sehr viel dabei gelernt habe. Mein Englisch ist im Alltagsgebrauch sehr flüssig geworden. Ein begleitender Englischkurs hätte vermutlich noch weiter geholfen, den Wortschatz zu erweitern, wurde aber leider an meiner Uni nicht angeboten (dazu würde ich allen anderen jedoch raten, sofern es angeboten wird). Es wurden ansonsten aber alle meine Erwartungen übertroffen und somit kann ich jedem, der die Gelegenheit dazu

hat, nur empfehlen auch ein Semester in den USA zu verbringen. Durch ISEP hatte ich den Vorteil, dass es für mich deutlich billiger wurde, da ich weder für Unterkunft oder Verpflegung, noch für die Studiengebühren bezahlen musste. Alles war in den Gebühren für ISEP inbegriffen. Trotzdem war dort einiges teurer als erwartet und vor allem durch das viele Reisen während des Spring-Breaks und nach dem Semester hatte ich am Ende ungefähr doppelt so viel Geld ausgegeben, als ich vorher eingeplant hatte.